Seite 3

Das Sterben der anderen

St. Pauli, das stand einst für Sex, Sünde und Gewalt. Die letzte Zuflucht für jene, die durch alle Raster gefallen waren. Jetzt gilt der Hamburger Stadtteil plötzlich als attraktive Wohngegend – und verliert Stück um Stück seine Seele

VON STEFANIE MAECK

DPA

Auch die legendäre Ritze hat zu kämpfen. Dabei befindet sich hinter dem spektakulären Eingang nicht mal ein Bordell, sondern ein Boxkeller mit Kneipe.

HAMBURG. Peter bewacht die Tür im Safari. Unter seinen Blicken ziehen die Leute vorbei, es ist ein warmer Abend. Seit 37 Jahren arbeitet Peter als Türsteher auf der Reeperbahn, in deren wichtigster Straße, der Großen Freiheit, das Safari liegt. In den frühen Neunzigern konnte er beim Boom zugucken: Nach dem Mauerfall wollten alle einen Puff sehen, und St. Pauli explodierte.

Puffs gab es hier genug. St. Pauli, das sind Rotlicht, Blaulicht, die Nutten in der Herbertstraße, das Lichtermeer der Großen Freiheit, Besucher, die sich übergeben und der Geruch von Urin an den Häuserwänden. . „Heute“, sagt Peter, „wird es immer schwerer, die Leute zu locken.“ Das Versprechen eines Sex-Cabarets reicht nicht mehr aus.

Zur gleichen Zeit, nur fünf Gehminuten Richtung Hafen entfernt, im Empire Riverside Hotel, schaut ein Gast aus dem Fenster. Er muss dazu nicht aufstehen, die Fenster in der Lounge des Vier-Sterne-Hotels reichen bis zum Boden. Sein Blick wandert auf die andere Straßenseite, zur Kneipe „Zur scharfen Ecke“. Da war er gestern drin. „Dolle Kneipe“, sagt er. Er klingt stolz, er hat sich da reingetraut. „Ganz liebe Typen sind das, Originale.“

Es hört sich an, als würde jemand von seiner Begegnung mit einem bislang unbekannten Indianer-Stamm im Amazonas erzählen. Und tatsächlich war St. Pauli immer ein Ort für Menschen, die anders waren, die durchs Raster fielen und sich hier in diesem gefährlichen, rauen Kiez eingerichtet hatte. Doch die Bürger, so scheint es, haben die Angst vor dem Kiez verloren. Die Schmuddelecke gilt plötzlich als attraktive Wohngegend.

Korn zum Kaffee

Das Empire-Riverside-Hotel wurde 2007 fertiggestellt. Etwas später hat man nebenan das Bernhard-Nocht-Quartier aus dem Boden gestampft. Wohnwürfel und Wege wie mit dem Lineal gezogen, Dachterrassen und begrünte Balkone, Elbblick von ganz oben. Die Luxusapartments kosten schon mal bis zu 7 600 Euro pro Quadratmeter. Junge Familien mit Buggy ziehen hier her, sie trinken Latte macchiato aus Espressomaschinen, so teuer wie Kleinwagen, setzen sich beim Bäcker auf Designstühle.

Der Immobilienprospekt jubelt: „Leben pur und voller Gegensätze.“ Der Stadtteil sei geprägt von „unterschiedlichsten Lebenswelten“, biete „Freiheiten für individuellen Stil“. Es ist ein eingezäuntes Universum, wie die bewachten Reichenviertel in Amerika. Und die Paulianer drohen zur Kulisse für die Dachterrassenbewohner zu werden.

Dem Kiez wird seine Seele geraubt, das Raue und Eigene. Antonia Zennaro, Fotografin, hat versucht, diesen Wandel in Bildern zu begleiten. „Mir fiel auf, wie sich das Viertel änderte“, sagt sie. Sie suchte und fand die Übriggebliebenen in einem Hotel für arme Kiezleute, Hafenarbeiter, Koberer und Animierdamen.

Das Hotel Hong Kong liegt in einer Nebenstraße der Reeperbahn, Hamburger Berg genannt. Bunt leuchten abends die Buchstaben Hong Kong, zwei Querstraßen von Peters Safari entfernt. Antonia Zennaro sagt: „Die Türen waren schwer, es kostete Mut, hineinzugehen und sich dazuzusetzen.“ Die Fenster lassen auch heute keinen Blick zu. Die Tapeten sind vergilbt, kalter Rauch hängt in der Luft, auf den Barhockern am Tresen sitzen Einsame. An der Wand Bilder, mit der Zeit gelb geworden. Allein verirrt sich tagsüber selten ein Fremder an die Theke.

„Ich habe Kaffee und Korn getrunken, mich dazu gesetzt, die bleierne Stille zwischen den Worten ausgehalten“, erzählt die Fotografin. „Irgendwann dachte ich, ich hätte eine von ihnen sein können.“

Die Geschichten, die sie hörte, die Menschen, die sie kennenlernte, sie kamen aus einer anderen Zeit. Da war Lisa, Animierdame, Tänzerin und Akrobatin. Schwarze Locken, roter Mund, ordentlich Lidschatten, Oberweite, das Alter als Lebensfurche ins Gesicht geschrieben, vermutlich um die sechzig. Sie schwärmte von den eleganten Herrschaften, von Seidenstrümpfen, Perlenketten und den Kavalieren. In ihrer Wohnung auf St. Pauli hängt noch heute eine rot-schwarze Federboa neben einem Katzenbild. Oder Barbara aus Ostpreußen, inzwischen 71, die als Internatsschülerin mit 20 auf der Reeperbahn anfing. An den Telefontischen des Hotels Luxor, einem Edelpuff mit Tischtelefonen, saß sie und erhörte nur die schönsten Männer, am liebsten Japaner. Oder Paul, der über siebzig ist und in Zimmer zwölf des Hong Kong wohnt. Er erzählte der Fotografin vom Goldrausch und der Seefahrt in Brasilien.

„Die guten Geschichten waren schnell erzählt“, sagt Antonia Zennaro, die traurigen dauerten länger. Ihre Fotos mochten die Bewohner des Hong Kong meist nicht. „Denn die beschönigen wenig.“ Die Bilder zeigen Schmerz und armselige, schimmelige Behausungen, in denen einsame Menschen leben, des Glanzes ihrer Erinnerung beraubt.

14 Zimmer hat das Hong Kong, für die Überflüssigen, die hier Flüssigkeiten aufnehmen. Abends und am Wochenende zieht hier eine Parallelwelt ein, junge Leute, die zum Vorglühen kommen. Der Mexikaner, eine scharfe Mischung aus Wodka und Tomatensaft, kostet nur 50 Cent, unschlagbar günstig. Das Leben der einen hat nichts mit den Geschichten der anderen zu tun.

Steht das Hong Kong für die Übriggebliebenen, die Relikte aus alter Zeit, für Seefahrt, Kavaliere und Goldrausch, so sind die Tanzenden Türme draußen am Beginn der Reeperbahn ein Zeichen des Umbaus. Sie wurden erbaut von Hadi Teherani. In dem „lustigen Entwurf“ stecke Musik und Sex, passend zum Viertel, sagt er. Es sind zwei Türme, die sich wie ein Tangopaar verkeilen. Das Bürohaus hat nicht nur einen Wachdienst, sondern auch ein Restaurant in 105 Metern Höhe. Für die Türme musste ein alter Bau weichen.

Am Spielbudenplatz fragt ein Tourist seinen Kumpel: „Die Ritze, wo liegt die eigentlich?“ Sie lachen. Die Ritze liegt im Hinterhof der Reeperbahn. Touristen, die reinstolpern, sind enttäuscht, dass hinter der Tür mit den gespreizten Frauenbeinen kein Puff liegt, sondern ein Boxkeller mit Kneipe. Vor gut 30 Jahren wurde die Ritze von Hans-Joachim Kleine, Ex-Mittelgewichtsboxer, gegründet. Die Ritze ist eine Kiezlegende, auch Henry Maske hat hier trainiert. Heute muss sie sehen, wie sie über die Runden kommt.

Und das, obwohl St. Pauli mit 25 Millionen Besuchern im Jahr ein Touristen-Highlight von Hamburg geworden ist. Aber das Publikum ist ein anderes als früher. Der Kiez ächzt zwischen Ballermannisierung und Gentrifizierung. Bunt, frech und vielseitig soll er sein, aber bitte auch sicher und sauber, eine Vergnügungsmeile für jedermann. Und weil mit Sex schon lange nicht mehr das Geld verdient wird, haben die Kiezgrößen Sex & Crime auf ein Maß gestutzt, das Touristen aus aller Welt zugleich erträglich und interessant finden können.

Und so kommen die vergangenen wilden Tage heute als Geschichten daher, erzählt von den einstigen Protagonisten. Zum Beispiel von „Inkasso-Henry“, der Touren anbietet. Glatze, bullige Statur, Goldkette, von Beruf Ex-Lude und „Inkasso-Unternehmer“. „Hallo, geh weiter hier, geh mal zur Seite, biddeschön“ ruft er bei seinen robusten Kiezführungen. Die Mädchen an der Großen Freiheit schauen derweil in bunten BHs aus den Fenstern auf die Straße.

Und dann wird erzählt, von der Domina Domenica und der Nutellabande und vom Safari mit seinen Live-Sex-Shows. Die Kiez-Tourteilnehmer bekommen an den Theken Schnaps und erfahren ganz nebenbei, dass der Satz für Darsteller im Safari bei 70 Euro pro Abend liegt und die Tänzer dafür viermal zum Sex raus müssen.

Oft sind nur noch die bunten Geschichten übrig geblieben.

Rechts vom Spielbudenplatz lockt der Geiz Sex Club mit rosa Fassade und nackten Busen. 20 Minuten Sex gibt es hier für 39 Euro. Im Tarif sind Französisch und Geschlechtsverkehr mit Stellungswechsel inbegriffen, erläutert die Geschäftsführerin. Eine junge Frau, Anfang 30. Früher hat sie am Flughafen gearbeitet, als Geschäftsführerin diverser Läden. Das war, als hier noch das ehrwürdige Café Lausen zu finden war, statt eines Clubs, dessen Preise sogar in der Branche für Wirbel sorgten.

Fischbude statt Tanzcafé

Einer der Nachbarn vom Geiz Sex Club ist eine Filiale der Restaurant-Kette Gosch. Vielleicht ist dieser Laden das griffigste Sinnbild für den Verlust des Alten. Gosch, bekannt für Fischbuden auf Sylt, ist auf die Reeperbahn gezogen, in die Räumlichkeiten des Café Keese, einer Ur-Hamburger Institution, die seit 1948 hier drin war – und jetzt weg ist. Im Keese wurde der Ball Paradox erfunden: Damen forderten die Herren auf. Ein gesittetes Tanzcafé, in dem sich Ehen anbahnten. Nur die alte Leuchtreklame ist hängengeblieben: „Honi soit qui mal y pense“. Beschämt sei, wer schlecht davon denkt. Bei Gosch gibt es keine paradoxen Tänze. Sondern Scampi und die Ü-40-Party. „Sündigste Fischbude der Welt“, nennt sich das Lokal.

Über dem Gewimmel an Straßen, Glückshallen und Sex-Shops streckt sich der Astra Tower in den Himmel. Wer dort oben steht, sieht die Elbe, den Hafen, den Fischmarkt. Neuerdings nennen die Investoren die Silhouette „Hafenkrone“. Es ist eine Premiumlage.

Doch während die Männer mit dem Geld St. Pauli und die Elblage entdecken, den Kitzel des Andersseins und des Verruchten, kämpft genau dieser Teil des Kiezes ums Überleben. Vielleicht wird er es nur schaffen, wenn er seine Strategie ändert. So wie die Kneipe Zum Silbersack, eine Institution mit soliden Preisen und Stammgästen wie Hans Albers. Die Kneipe sollte abgerissen werden. Gerettet wurde sie dann aber ausgerechnet von den Investoren, die offensichtlich endlich begriffen hatten: ohne Silbersack keine Paulianer. Ohne Paulianer kein Flair.